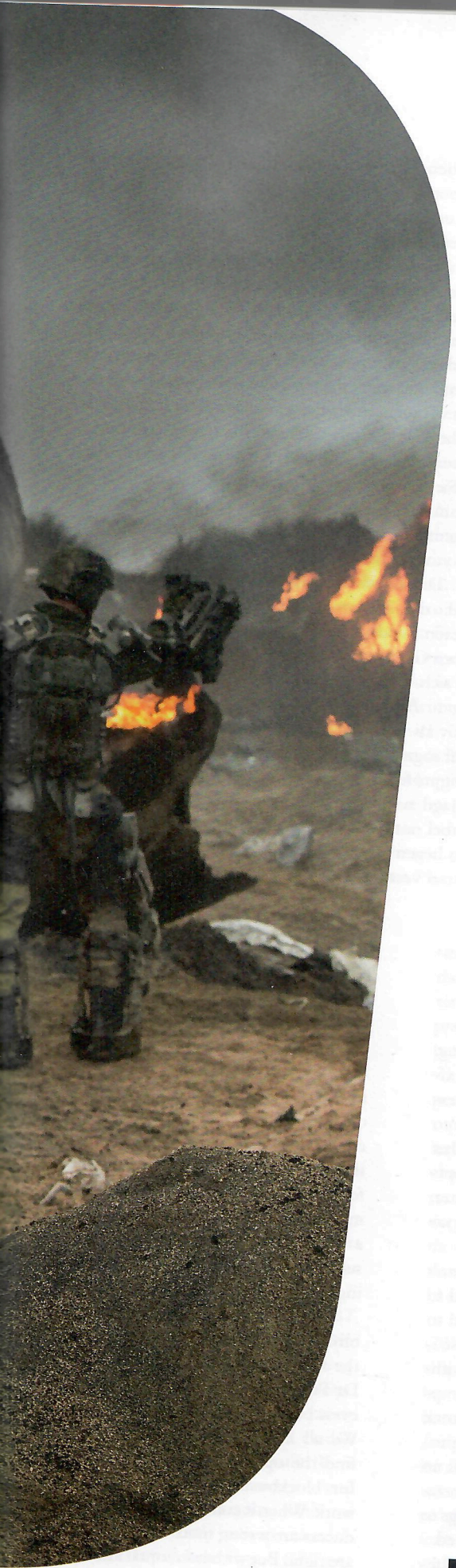
Tom Cruise als/as Major William Cage in Edge of Tomorrow *(2014)*



Blockbusterglückspunkt

Die Kinohelden von heute sind keine neurotischen Hamlets, sondern zielfixierte Selbstoptimierer auf Drogen. Wie in der Lebensmittelindustrie suchen Produzenten nach der Formel für den ultimativen Glückspunkt, und die Neurowissenschaften übernehmen die Kontrolle über unsere Träume. Von John Menick

Blockbuster Bliss Point

Today's cinematic heroes are not neurotic Hamlets, they're goal-fixated self-optimizers on drugs. Like in the food industry, producers search for the ultimate bliss point, and the neurosciences take control of our dreams. By John Menick

D Würde eine Psychoanalytikerin aus den 1960er Jahren heute ein Multiplex besuchen, wäre ihr die Psychologie, die sich auf der Leinwand entfaltet, völlig fremd. Vielleicht würde sie Neuauflagen ihrer Lieblingsneurotiker erwarten: den impotenten Helden aus „Bonnie und Clyde" (1967), die Vorzeige-Kleptomanin aus Hitchcocks „Marni" (1964) oder den verschlossenen Hauptdarsteller aus Polanskis „Ekel" (1965). Doch stattdessen würden ihr nur wild entschlossene Protagonisten begegnen, die das Therapie-Geplapper gegen Willensstärke, Superkräfte und Pillen eingetauscht haben. Die Psychoanalytikerin würde Tony Stark zusehen, wie er sich in „Iron Man 3" (2013) durch seine Panikattacken kämpft. Oder Chris Kyle, wie er in „American Sniper" (2014) seine posttraumatische Belastungsstörung auf dem Schießstand kuriert. Oder dem Schriftsteller in „Limitless" (2011), der seine Schreibblockade mit leistungssteigernden Pillen überwindet. Sie wartet auf eine Autoritätsperson – vielleicht den Psychiater aus „Psycho" (1960), doch sie trifft nur auf einen Lebensberater, der sie anbrüllt, sie solle ihr Leben auf die Reihe kriegen.

Unsere Psychoanalytikerin findet ein Kino vor, dem die Psychoanalyse ausgetrieben wurde. Ein Aprazolam-Kino, ein Kino von Serotoninhemmern, Amphetaminen und Wunderdrogen. Ein neurologisches, behavioristisches Pawlow-Kino. In regelmäßigen Abständen wird sie vom Geschehen auf der Leinwand belohnt oder bestraft, nicht mit feinsinniger Psychologie, sondern mit audiovisueller Konditionierung. Kommt mal ein Dialog, fliegt sofort ein Auto in die Luft, um die schweifende Aufmerksamkeit des Publikums per Schock zu bannen. Die Filmmusik wird so laut, dass man die eigene Stimme nicht hört. Der Killer springt aus dem Hinterhalt – nicht nur um Furcht einzuflößen, vielmehr um das Publikum zur Pflicht zu rufen: Seid Ihr noch da?

Ja, sind wir, und manche kommen gar nicht mehr los. Denn Suchtkrankheiten beschränken sich heute nicht mehr auf Drogen und Alkohol, sondern auch auf Sex, Essen, Einkaufen und natürlich Bildschirme. Pornosüchtige sprechen von Entzug, mit allen körperlichen Symptomen. Ein Gefängnis in China widmet sich der „Umprogrammierung" internetsüchtiger Jugendlicher. In der Werbung werden Produkte nicht mehr nur wie Drogen verkauft, sondern tatsächlich als Drogen – Drogen, von denen wir nicht mehr runter wollen. Egal, um welche Substanz es geht, Unterhaltung, Schokolade oder Egoshooter: Die Neurowissenschaften unterscheiden kaum zwischen Abhängigkeiten. Sie sprechen von Dopaminausschüttungen bei eingehenden Emails oder vergleichen unsere Reaktionen auf nackte Prominente mit denen von Ratten auf Kokain. GABA, Serotonin, Oxytocin, Endorphine, Adrenalin – jeder kennt diese Begriffe. Die Lebensmittelindustrie beschäftigt eigene Psychologen, die den Zucker- und Salzgehalt bis zum Glückspunkt optimieren. Und in Hollywood träumen Produzenten wohl vom selben Glückspunkt.

Nur lässt sich Glück schwer definieren, das kann jeder Guru bestätigen. Als Suchtmittel sind Hollywoodfilme weit weniger effektiv als Pornos, Dr. Pepper-Cola und Grand Theft Auto, vielleicht sogar als Suppe oder Salatdressing. Wir wissen, dass Marketingprofis nach dem optimalen Plot forschen, immer auf der Jagd nach dem Blockbuster Glückspunkt, doch können sie dabei nur nach Trial and Error vorgehen. Bei Box Office-Zahlen liegen Produzenten viel öfter falsch als richtig. Horizontale und vertikale Integration der Geschäfte machen

E If a 1960s psychoanalyst spent an afternoon in an American multiplex today, many of the on-screen psychologies would be unrecognizable to her. While there, she might search for new versions of her favorite cinematic neurotics: *Bonnie and Clyde*'s (1967) impotent hero, *Marnie*'s (1964) titular kleptomaniac, *Repulsion*'s (1965) shut-in lead. Instead, what she would find are can-do protagonists who have traded in their chatty therapies for willpower, superpowers, and pills. She watches *Iron Man 3*'s (2013) Tony Stark soldier through his panic attacks, *American Sniper*'s (2014) Chris Kyle treat his PTSD at the shooting range, and *Limitless*'s (2011) blocked writer finish his novel with a can full of neuro-enhancers. She waits for an authority figure – perhaps the psychiatrist from *Psycho* (1960) –, but all she gets is a life coach yelling at her to pull her life together.

Instead of a psychoanalytic cinema, our analyst finds a Xanax cinema, an Adderall cinema, a cinema of SSRIs and wonder drugs. It is neurological, cognitive-behaviorist, Pavlovian. The screen in front of her shocks and rewards her regularly, substituting compelling psychology for audio-visual conditioning. Our psychoanalyst can hear it when, after a rare on-screen dialogue, a car explodes, shocking the audience back into focus. The score becomes so loud that no one can speak. Then the killer erupts from a hiding space, not only to scare, but also to plead to the audience: *Are you still with us?*

Yes, we are, and some of us can't leave. Addiction, no longer confined to narcotics and alcohol, has expanded to sex, food, shopping, and – of course – screens. Porn addicts speak about withdrawal, complete with physical symptoms. Gamers play until hitting rock bottom. A prison camp in China deprograms Internet addicts. Commercials no longer promote their products as metaphorical narcotics, but as actual drugs to which we are already happily addicted.

It doesn't matter what the substance is – entertainment, chocolate, first-person shooters – neuroscientists make few distinctions between addictions. They speak of dopamine bursts delivered by incoming email. Researchers compare our responses to celebrity nudes with the responses of rats high on cocaine. GABA, serotonin, oxytocin, endorphins, norepinephrine – all the familiar names are with us. In the food industry, psychologists "optimize" sugar and salt in order to achieve a "bliss point". In Hollywood, one assumes, producers dream of engineering the same bliss.

Any guru will tell you, though, that bliss is elusive. As an addictive product, the Hollywood film lags behind porn, Dr Pepper, Grand Theft Auto, maybe even behind soup and salad dressing. We all know marketers are trying to find the optimal narratives, searching for blockbuster bliss, but it's guesswork. When it comes to box office, producers are wrong more often than they are right. But with horizontal and verti-

D die Verluste wett, und so lassen sich weiterhin Millionen verschleudern und Milliarden verdienen, selbst wenn die perfekte Droge noch nicht gefunden ist.

Selbst unser psychologisches Vokabular hat sich gewandelt. Wer in den USA staatliche Therapien in Anspruch nimmt, wird eher über die Nebenwirkungen von Serotoninhemmern sprechen als über den Ödipuskomplex. Hier ist die Psychoanalyse schon lange tot, ein Luxus nostalgischer Reicher. Die Krankenversicherungen zahlen lieber kognitive Verhaltenstherapien. „Gegenwarts-fixierte" Patienten eignen sich hier „Fertigkeiten an", „akzeptieren ihre Ängste", „lernen motivierende Selbstgespräche", „setzen sich Ziele" und unterziehen sich „Konfrontationstherapie". Sie erarbeiten „Überlebenspakete" und „Verhaltenskärtchen". Sie folgen klar gesteckten Zielen. Das ist amerikanische Ideologie durch und durch: Nur Action und Ergebnisse, für kostspielige Selbstwahrnehmung fehlt die Zeit.

Nicht weit von unserer Psychoanalytikerin, in der dritten Reihe, sitzt eine Patientin, die eine Verhaltenstherapie macht. Sie hat ein Fläschchen Clonazepam dabei, ihre Karteikärtchen und ein ärztliches Rezept für Paroxetin. Vom Film erwartet sie ein Drama, das ihrer Therapieerfahrung entspricht. Figuren, die Pillen schlucken, um Superkräfte zu bekommen. Sie wünscht sich keine neurotischen Hamlets oder hustende Hysterikerinnen, sondern Leute zu sehen, die sich ihren Ängsten stellen. Ihre Helden zählen nicht in zähen Selbstgesprächen Symptömchen auf. Sie motivieren sich und konfrontieren sich mit ihren Traumata um sie zu besiegen. Genau so, wie es der Therapeut ihr empfohlen hat. Also schaut sie „Limitless" (2011) und „Lucy" (2014): Filme, die fast ohne menschliche Beziehungen auskommen, mit Modafinil-getränkten Plots. Sie lässt das Mittagessen aus und gibt sich den IMAX-Trailer von „Furious 7" (2015), in dem Adrenalinjunkies aus Flugzeugen auf Autos schießen, ohne dafür eine Geschichte zu brauchen (Ihr Therapeut hat ihr Fallschirmspringen empfohlen zur Überwindung ihrer Flugangst). Zum Abschluss schaut sie noch „Edge of Tomorrow" (2014), einen Film, der mehr mit dem Live-Stream eines Videospiels gemeinsam hat als mit einem Spielfilm.

Was unsere beiden Protagonistinnen erleben, ist das Ende der Katharsis, eine neue Form von Erzählung, basierend auf den Errungenschaften der Neurochemie. Wir werden stimuliert und brauchen mehr. Wie Oscar Wilde über Zigaretten sagte: ein perfekter Genuss, der einen auf erlesene Weise unbefriedigt lässt. Gibt es ein größeres Vergnügen als Tom Cruise hundert Mal beim Sterben zuzusehen, wie in „Edge of Tomorrow"? Vielleicht führt Hollywoods Weg zum Glück tatsächlich durch die Loops und Sackgassen von Videospielen. So bleibt die Ratte am Laufen: Such' die nächste Belohnung, jage durchs Labyrinth, komm ja nicht an die Elektrode, gönn' dir noch was von dem guten Zeug. Lebe. Stirb. Nochmal.

Aus dem Amerikanischen von Thomas Raab

John Menick lebt als Künstler, Autor und Programmierer in New York.

Are you still with us?

E cal integration to hedge their losses, they are free to waste millions to make billions, even if they aren't yet selling the perfect drug.

Meanwhile, our psychological vocabulary has transformed. In stateside therapy, you are more likely to discuss an SSRI's side effects than Oedipus. Psychoanalysis, long dead here, is a luxury for the nostalgic rich; only they can afford the out-of-pocket costs. Insurance companies prefer to fund cognitive-behavioral therapy (CBT), its language and techniques rooted in the research of John B. Watson, B. F. Skinner, and Ivan Pavlov. In CBT, "present-focused" patients "acquire skills", "accept fears", "learn motivational self-talk", "set goals", undergo "in vivo exposure". Patients create "survival kits" and "coping cards". They work toward clear goals. It is American ideology through and through: all action, results, with no time wasted on costly introspection.

Near our psychoanalyst, a CBT patient sits in the third row of the movie theater. In her purse is a bottle of Klonopin, her flashcard survival kit, plus a prescription for Paxil. She expects to see a drama that conforms to what she knows from therapy. She expects characters to take pills to gain superpowers. Instead of neurotic Hamlets, coughing hysterics, she wants characters that face their fears. Her heroes don't articulate their symptoms in dreary soliloquies; they set goals, get motivated, expose themselves to their traumas in order to conquer them. Just like her therapist encourages.

She watches *Limitless and Lucy* (2014) – films almost without relationships – where the narratives are fueled by Modafinil-like drugs. Skipping lunch, she watches an IMAX trailer for *Furious 7* (2015) where adrenaline junkies launch cars out of a plane for no narrative reason. (Her therapist did recommend skydiving to overcome her fear of flying.) She finishes her binge with *Edge of Tomorrow* (2014), a film that resembles a Twitch playthrough more than narrative cinema.

It is the end of catharsis, a new kind of narrative that tweaks neurochemistry, leaving us both stimulated and needing more. It is, as Oscar Wilde said of cigarettes, a perfect kind of pleasure, leaving one exquisitely unsatisfied. After all, what is more pleasurable than watching Tom Cruise die more than a hundred times, as he did in *Edge of Tomorrow*? Maybe this is the way Hollywood will find bliss, by swallowing the narrative loops and dead ends of video games. That is how the rat keeps moving: find another reward, move through the maze, avoid the electrode, get another buzz. Live. Die. Repeat.

John Menick is an artist, writer, and programmer. He lives in New York.